

Praxis Internet

Kulturtechniken der vernetzten Welt

Herausgegeben von Stefan Münker
und Alexander Roesler

Als das Internet Mitte der 90er Jahre seinen globalen Siegeszug begann, waren die Erwartungen groß – zu groß. Der Mythos einer schönen neuen Welt hatte sich gebildet, in der jenseits aller Beschränkungen Orte zur Verwirklichung utopischer Visionen entstehen würden. Dieser Mythos Internet ist entzaubert worden.

Heute ist das Internet Teil des alltäglichen Lebens. An die Stelle der illusionären Erwartungen sind in den letzten Jahren im Netz eigene und neuartige kulturelle Praktiken gerückt – vom literarischen Schreiben über Spielen bis hin zu neuen Formen des Arbeitens. Diese will der Band darstellen und kommentieren.

Stefan Münker ist Kulturredakteur beim Fernsehen, Alexander Roesler Verlagslektor. Gemeinsam haben sie in der edition suhrkamp herausgegeben: *Mythos Internet* (es 2010); *Televisionen* (es 2091), sowie *Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons* (es 2174).

Suhrkamp

Inhalt

Vorwort	7
<i>Stefan Münker und Alexander Roesler</i> Vom Mythos zur Praxis. Auch eine Geschichte des Internet.....	11
<i>Claus Leggewie</i> Remilitarisierung des Cyberspace? Erkundungen in einer turbulenten Woche	25
<i>Inke Arns</i> This is not a toy war: Politischer Aktivismus in Zeiten des Internet	37
<i>Christiane Schulzki-Haddouti</i> Gefahren aus dem Netz	61
<i>Volker Grassmuck</i> Urheberrechte im Netz	75
<i>Klaus Goldhammer</i> Ein Blick zurück nach vorn: Die Internet-Ökonomie. Ökonomisches Handeln im Internet	102
<i>Harald Preissler und Joachim Reske</i> Drehbücher vernetzter Arbeit	120
<i>Natascha Adamowsky</i> Spielen im Netz	140
<i>Christiane Funken</i> Digital Doing Gender	158
<i>Christiane Heibach</i> Schreiben im World Wide Web – eine neue literarische Praxis?	182
<i>Uwe Wirth</i> Schwatzhafter Schriftverkehr. Chatten in den Zeiten des Modemfiebers	208

edition suhrkamp 22 54
Erste Auflage 2002
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002
Originalausgabe
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Jung Crossmedia, Lahnau
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Uwe Wirth
Schwatzhafter Schriftverkehr

Chatten in den Zeiten des Modemfiebers

»Daß sie anstatt den Hut zu ziehen, mit dem Hallo der vertrauten Gleichgültigkeit sich begrüßen, daß sie anstatt von Briefen sich anrede- und unterschriftslose Inter offic communications schicken, sind beliebige Symptome einer Erkrankung des Kontakts. Die Entfremdung erweist sich an den Menschen gerade daran, daß die Distanzen fortfallen.«

Adorno 1969, S. 44

Die Frage nach der Praxis des Chattens könnte durch dieses Zitat aus der *Minima Moralia* eine rasche und endgültige Antwort erhalten: Tatsächlich erscheint der Web-Chat dem naiven Betrachter zunächst als Kommunikation zwischen entfremdeten jungen Menschen, die über räumliche Distanzen hinweg Kontakt suchen und sich, anstatt den Hut zu ziehen, mit dem barbarischen *hallöle* der virtuellen Vertraulichkeit begrüßen.

(SPOOKY) Na nu, wer ist denn da da?????
(Lt. Riker) hallöle SPOOKY
(PaRaNoiA) hi spooky
(SPOOKY) Hallo Lt. Riker!!
(SPOOKY) Hallo para
(zit. nach Beißwenger 2000, S. 51).

Wichtiger als das kulturkritische Attest einer »Erkrankung des Kontakts« scheint die Frage, welche kommunikativen Konsequenzen der Umstand hat, daß die elektronischen Medien in der Lage sind, nicht nur soziale, sondern auch räumliche Distanzen zu überbrücken, um so einander fremde Menschen »in Kontakt« zu bringen. So besehen betrifft die mediale Seite der »Erkrankung des Kontakts« die Übertragungsbedingungen, unter denen im Rahmen des World Wide Web kommuniziert wird. Zu fragen wäre demnach, welche Umschrift die sozialen Bedingungen der face-to-face-Kommunikation durch die medialen Rahmenbedin-

gungen der Interface-to-Interface-Kommunikation erfahren. Nach Sassen gründet die Popularität des Chattens darin, daß man »rund um Uhr und Globus miteinander Kontakt aufnehmen« kann (Sassen 2000, S. 92). Dabei entwickeln die Chatter Strategien, »die tradierte Kommunikationssysteme in ihren phatischen Möglichkeiten übertreffen« (Sassen 2000, S. 93).

Inter-Relay-Chat, *Web-Chat* und *Online-Chat* sind nicht nur die populärsten Formen der Online-Kommunikation, sondern sind auch zu einem privilegierten Untersuchungsgegenstand zahlreicher Untersuchungen in Linguistik und Soziologie avanciert – Dutzende von Aufsätzen befassen sich mit dem Problem des Turn-taking oder des Gender-switchings (vgl. Runkehl, Schlobinski, Siever 1998, S. 87) und auch die Kulturwissenschaftler und Philosophen haben das Thema Chat für sich entdeckt, denn offensichtlich ruft die Tatsache, daß die computervermittelte Chat-Kommunikation wegen ihrer synchronen Übertragung eine »schriftliche Mündlichkeit« ermöglicht, nach einer Revision des herkömmlichen Schriftbegriffs. Sandbothe wertet den Online-Chat als »performatives Schreiben eines Gesprächs, in dem Sprache interaktiv geschrieben statt gesprochen wird«, das eine »Verschriftlichung der Sprache« zur Folge hat (Sandbothe 1997, S. 149).

Während nach Derrida die Schrift, »um zu sein, was sie ist, in radikaler Abwesenheit eines jeden empirisch festlegbaren Empfängers überhaupt funktionieren können (muß)« (Derrida 1976, S. 134), setzt die Schriftlichkeit des Online-Chats die Anwesenheit von Sender und Empfänger notwendig voraus, auch wenn sich diese an räumlich entfernten Computern befinden. Insofern erschüttert der Schriftverkehr der Chat-Kommunikation das Dogma des Dekonstruktivismus, daß dem Funktionieren der Schrift die »Möglichkeit des ›Todes‹ des Empfängers« und des Senders (ebd.) »eingeschrieben« sein müsse, denn der Online-Chat funktioniert nur unter der Voraussetzung der »fernen Anwesenheit« lebendiger Sender und Empfänger. Dies hat weitreichend Konsequenzen nicht nur für die Theorie der Schrift, sondern auch für die Praxis des Schriftverkehrs. So stellt Sigrid Weigel in ihrer Untersuchung der »Spuren der Abwesenheit« am *postalischen* und *post-postalischen* Liebesdiskurs die Frage, »was in der elektronischen Post mit den Momenten von Abwesenheit und Nachträglichkeit geschieht« (Weigel 1999, S. 82).

Vor dem Hintergrund dieser vertrackten Ausgangskonstellation – dort die These von der medialen »Erkrankung des Kontakts«, hier die Verlebendigung des Schriftbegriffs durch den »Ausfall der Abwesenheit« – sollen im folgenden die kommunikativen und die medialen Probleme des Online-Chats aufgerollt werden.

Der Chat zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Aus linguistischer Sicht besteht die »kommunikationsgeschichtliche Novität« des Chattens darin, daß Schrift »für die situationsgebundene, direkte und simultane Kommunikation« verwendet wird (Storrer 2001, S. 462), ohne in einem »systematischen Verhältnis zu einer vorgängigen oder nachträglichen Oralisierung« zu stehen (ebd.). Dabei ist freilich auch von Interesse, wie die Teilnehmer des Chats miteinander Kontakt herstellen und mit welcher kommunikativen Grundhaltungen die Äußerungen im Chat produziert und rezipiert werden (vgl. Beißwenger 2000, S. 39f.).

Unter den Vorzeichen einer dezidiert medialen Fragestellung müssen darüber hinaus die performativen Übertragungs- und Verkörperungsbedingungen des Chats thematisiert werden. Chatten hat, wie das Telefongespräch, den Charakter einer synchronen Kommunikationssituation, die medial durch die Konstellation »zeitliche Nähe vs. räumliche Distanz« ausgezeichnet ist. Dabei werden die Übertragungsbedingungen des Chats durch den Umstand bestimmt, daß es sich um eine *Computer mediated Communication* handelt, welche die Chat-Teilnehmer im Rahmen eines fernschriftlichen *real time* Dialogs in ein Verhältnis der »fernen Anwesenheit«, das heißt, der »Telepräsenz« zueinander bringt. Die Verkörperungsbedingungen des Chats stehen im Spannungsverhältnis von *medialer Schriftlichkeit* und *konzeptioneller Mündlichkeit*.¹ Während die Chat-Kommunikation medial betrachtet »graphisch« als Schrift verkörpert wird – im Gegensatz zum Telefongespräch, dessen Verkörperungsform »phonisch« ist –, erweist sich die konzeptionelle Grundhaltung der Chat-Kommunikation als mündliche (vgl. Beißwenger 2000, S. 42). Diese konzeptionelle

¹ Vgl. Beißwenger 2000, S. 41f., der sich dabei auf die Unterscheidung von Koch und Oesterreicher 1994, S. 588 stützt.

Mündlichkeit resultiert sowohl aus dem umgangssprachlichen Sprachstil der situationsgebundenen Kommunikation, als auch aus der synchronen Übertragung der Daten.

Hier zeigt sich die Wechselwirkung von Verkörperungsbedingungen und Übertragungsbedingungen: Die Frage nach den Verkörperungsbedingungen des Chats betrifft die *Medialität* der Äußerung, die entweder »graphisch« oder »phonisch« ist, während sich die Frage nach den Übertragungsbedingungen auf das *Trägermedium* bezieht, das die technischen Rahmenbedingungen vorschreibt und damit gleichsam *parergonal* auf die Medialität der Äußerung einwirkt. Hieran schließt sich die Aufgabe einer »trägermedienkritischen Betrachtung« (vgl. Beißwenger 2000, S. 38) der Chat-Kommunikation an, welche die Verflechtung von Datenübermittlung und Datenspeicherung reflektiert. Diese Verflechtung ist nämlich maßgeblich für das Oszillieren des Chats zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und konzeptioneller Schriftlichkeit verantwortlich.

Während die Situationsgebundenheit und die Synchronizität für die These von der konzeptionellen Mündlichkeit des Chats sprechen, lassen sich durchaus auch Elemente konzeptioneller Schriftlichkeit ausmachen, und zwar insbesondere aufgrund der trägermedialen Determination des Chattens (vgl. Beißwenger 2000, S. 44). Dies betrifft zum einen den Umstand, daß die getippten Chat-Mitteilungen graphisch auf der Bildschirmoberfläche für einen längeren Zeitraum wahrnehmbar bleiben, als gleichlautende phonische Mitteilungen. Das erste Moment konzeptioneller Schriftlichkeit betrifft also die »Entflüchtigung« der Kommunikation durch die trägermediale Form der Anzeige auf dem Bildschirm. Darüber hinaus gibt es aber auch die Möglichkeit, einen Chat jederzeit unbemerkt mitzuschneiden, da bei der Chat-Kommunikation das Interaktionsmedium mit dem Speichermedium zusammenfällt. In beiden Fällen haben die medialen und die technischen Rahmenbedingungen des vernetzten Computers direkte Implikationen auf die kommunikative Konzeption. Dies wird deutlich, wenn es um die Frage nach der Dialogizität des Chats geht.

Eine Chat-Mitteilung wird für die Empfänger erst auf dem Bildschirm sichtbar, nachdem sie von ihrem Produzenten auf seinem Terminal eingetippt und die »Enter«-Taste gedrückt wurde. In diesem Moment wird die Nachricht an einen Server übermit-

telt, der sie verarbeitet und an alle Teilnehmer der Chatrunde weiter übermittelt – auch an den Produzenten. Dabei ist die Chat-Kommunikation einem programmierten, *editiven Dispositiv* unterworfen, welches das sequenzielle Eingangsprinzip über das interaktive Dialogprinzip stellt: Die »Rückübermittlung« der Mitteilung vom Server an die Chatteilnehmer erfolgt strikt linear – wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Dies hat zur Folge, daß die Dialoge zwischen zwei Chattern zumeist von Repliken anderer Chatter unterbrochen werden. Das »Mühlenprinzip« (Wichter 1991, S. 78 f.) beim Übermitteln und Rückübermitteln hat somit direkte Auswirkung auf die kommunikative Praxis des Chatters.

- 1 (SPOOKY) Irgendwie ist jetzt an mir was vorbeigeschossen
- 2 (Findalf) Hausdrache, nö, und ja, er ist scheiß langsam!
- 3 (Arktikus) GF: *ggg*... hmm... der auch... auf jeden Fall zu KARneval *s*
- 4 desertstorm betritt den Raum.
- 5 ruebennase langweilt sich immer noch...
- 6 (GF) Karneval in Herne? har...
- 7 (SPOOKY) Hallo ruebennase, wieso langweilst du dich?
- 8 (Hausdrache) Hat jemand ne Ahnung, wie ich CarpeDiem per Mail erreiche??
- 9 (Arktikus) SPOOKY: so froh, daß Du ein Hausgeist bist und kein menschliches Wesen... sonst wäre das wohl noch ins Auge gegangen...:-)
- 10 (Arktikus) sei froh... sollte es heißen
- 11 (Findalf) spooky, aha und was war das? sah es aus wie text? *g*
- 12 (ruebennase) spooky, weil keiner mit mir chattet
(zit. nach Storrer 2001, S. 442).

Die strikte Sequenzialisierung hat zur Folge, daß die Replik von SPOOKY (Zeile 7) auf die Aussage »ruebennase langweilt sich immer noch...« (Zeile 5) durch »Gfs« Rückfrage »Karneval in Herne? har...« (Zeile 6) unterbrochen wird, welche sich auf die Äußerung von Arktikus (Zeile 3) bezieht. SPOOKYs Frage »Hallo ruebennase, wieso langweilst du dich?« (Zeile 7) wird erst in der letzten Zeile beantwortet »spooky, weil keiner mit mir chattet«.

Das Phänomen der strikten Sequenzialisierung indiziert, daß

der eigentliche Äußerungsakt weder durch das Eintippen der Mitteilung seitens des Produzenten, noch durch sein Drücken der »Enter«-Taste vollzogen wird, sondern erst durch die Rückübermittlung der Mitteilung seitens des Servers. Der performative Äußerungsakt bedarf also eines elektronischen »Empowerments« der Übertragung, um überhaupt als Äußerung ins kommunikative Spiel gelangen zu können. Insofern hängen beim Chat die performativen Verkörperungsbedingungen – und mit ihr die konzeptionelle Dimension der Kommunikation – unmittelbar von den Übertragungsbedingungen ab. Der Produzent vollzieht mit dem Eintippen der Mitteilung und ihrem Versenden lediglich eine »Äußerungsanweisung« an den Server (Beißwenger 2000, S. 55), deren Umsetzung von der Auslastung des Servers abhängt.

Der *Delay* zwischen der Übermittlung der Äußerungsanweisung und der Rückübermittlung der Mitteilung an alle Chat-Teilnehmer bezeugt die kommunikative Relevanz der Übertragungsbedingungen. In dem Maße, in dem sich die Übertragung der Chat-Kommunikation verlangsamt, wird aus der konzeptionellen Mündlichkeit des Chats nämlich wieder konzeptionelle Schriftlichkeit. Aus dem »schriftlichen Telefongespräch« wird bei Überlastung des Servers eine Art Kurz-Email, welche den Charakter einer bizarren Anrufbeantworterkommunikation hat. Dergestalt oszilliert der Chat in seiner konzeptionellen Mündlichkeit zwischen Datenübertragung und Datenspeicherung. Genauer gesagt: Der Chat pendelt, abhängig von den technisch bedingten Übertragungsbedingungen, zwischen der konzeptionellen »sekundären Mündlichkeit« des Telefonierens und der konzeptionellen »sekundären Schriftlichkeit« des Anrufbeantworters (vgl. Wirth 2000, S. 165 f.).

Der Anrufbeantworter verleiht dem telephonischen Anruf telegraphischen Schriftcharakter, indem er ihn aufzeichnet, speichert und wieder abrufbar macht. Zugleich kompensiert die Verbindung mit der *answering machine* den momentan nicht einlösbaren Anspruch auf Erreichbarkeit durch die Verbindung mit einem Aufzeichnungsautomaten, der an Stelle einer synchronen Übertragung von Daten eine Speicherung von Daten vornimmt. Der Anrufbeantworter hat insofern die gleiche Funktion wie ein Briefkasten oder die Mailbox für elektronische Post: Er verschiebt den Moment der Zustellung so lange, bis der Empfänger wieder erreichbar ist. Der Unterschied zwischen Anrufbeant-

worter und Briefkasten einerseits und der elektronischen Post andererseits besteht darin, daß sich im Rahmen der *Computer mediated Communication* der Ort des Speicherns nicht mehr beim Empfänger, sondern beim Server befindet, zu dem erst eine telekommunikative Verbindung hergestellt werden muß. Dieses Herstellen einer Verbindung ist wiederum die technische Grundvoraussetzung für jede Form der Online-Telekommunikation. So besehen ist der Online-Chat die Heilung jener Krankheit, mit der der Anrufbeantworter das »lebendige Telefongespräch« infiziert hat: Während der Anrufbeantworter den Anspruch der Telekommunikation auf unmittelbare Erreichbarkeit pervertiert, indem er die übertragene Stimme speichert, den lebendigen Dialog des Gesprächs verschriftlicht, ermöglicht der Online-Chat einen quasi-mündlichen Dialog im Medium der Schrift.

Konzepte schriftliche Mündlichkeit in Brieftheorie und im Chat

Der Chat steht, was seine mediale und kommunikative Dynamik betrifft, nicht nur in einem Spannungsverhältnis zum ebenfalls synchronen Telefongespräch, sondern auch zum Briefwechsel. Zwar ist der Briefwechsel asynchron, da die »postalische Übertragung« durch den Briefträgers länger braucht als die elektronische Übertragung zum Server, dennoch aber erhebt der Brief, wie das Telefongespräch den Anspruch auf »Dialogizität«. Der Chat teilt mit dem Brief die Engführung medialer Schriftlichkeit und konzeptionellen Mündlichkeit.

Von der antiken Brieftheorie bis hin zum Briefroman des 18. Jahrhunderts geht es, mit Luhmann zu sprechen, um die Frage wie Mündlichkeit »durch die besondere Funktion von differenzierenden Rahmen innerhalb von Rahmen in den Text hineinkopiert werden (kann)« (Luhmann 1993, S. 365). Dieses Kopierverfahren impliziert eine Transformation des Mündlichen ins Schriftliche. Der Dialog wird »zur literarischen Form«, etwa zum Briefroman (ebd.).

Für Gottsched ist die Verschriftlichung mündlicher Rede *definiens* der Briefkommunikation schlechthin – der Brief ist eine »geschriebene Anrede an einen Abwesenden« (Gottsched 1973, S. 145) und Gellert schreibt, der Brief sei zwar »kein ordentliches

Gespräch«, doch er vertrete »die Stelle einer mündlichen Rede« (Gellert 1989, S. 111). Dabei erfordert der schriftliche Dialog der Briefkommunikation als »freie Nachahmung« des guten Gesprächs eine mimetische Kunstsprache, welche die gesprochene Sprache in eine schriftliche Mündlichkeit transformiert, die nicht »sorgfältig geputzt«, sondern »natürlich« wirken soll. Das Resultat ist eine briefliche Schriftsprache, die durch eine »sekundäre Natürlichkeit« ausgezeichnet ist. Obwohl man sich beim Schreiben der Worte bedient, »die in der Welt üblich sind«, redet man in Briefen gerade nicht so, »wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach« (Gellert 1989, S. 113). Erst durch die Nachahmung verlieren die umgangssprachlichen Ausdrücke ihre Gemeinheit und erhalten jene »gewisse Zierlichkeit«, die sie so natürlich wirken läßt, »daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben« (ebd.).

Nicht erst Gellert und Gottsched, bereits Demetrios vergleicht den Brief – unter Hinweis auf Artemon – mit der literarischen Gattung des Dialogs.² Der Brief ist »gleichsam die eine Hälfte des Dialogs« (zit. Koskeniemi 1956, S. 43), das heißt, ein »schriftliches Gespräch«, dessen Stilideal sich dennoch am »natürliche(n) Plauderton des täglichen Verkehrs« orientiert (zit. n. Koskeniemi 1956, S. 44). Die Integration des Mündlichen in den Rahmen des Schriftlichen impliziert hier also ein *lalein di epistoles*, d. h. ein »schriftliches Plaudern«.

Insofern »schriftliches Plaudern« auch die mediale und kommunikative Leitidee des Chattens ist, muß hier gefragt werden, ob und inwieweit der Online-Chat unserer Tage sich aus den brieftheoretischen Konzepten der Antike und des 18. Jahrhunderts herleiten läßt. Dabei fallen zwei wichtige Unterschiede ins Auge. Der erste betrifft das Verhältnis zwischen der verschriftlichten Mündlichkeit des Briefs und der des Chats: Zwar offenbart die Sprache des Netzgeplauders eine sorglos ungeputzte »sekundäre Natürlichkeit«, wie sie Gellert postuliert – an die Stelle der »gewissen Zierlichkeit«, welche die schriftlich nachgeahmte Um-

² Demetrios bezieht sich in seinen Ausführungen über das Briefeschreiben aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. auf eine Sammlung von Briefen des Aristoteles, als deren Redaktor Artemon genannt wird (vgl. Koskeniemi 1956, S. 20).

gangssprache aufweisen soll, sind allerdings die Chat-spezifischen Ausdrucksformen der Acrostichons, Emotikons und die der Comicsprache entlehnten Denkblasen getreten.

Ein zweiter Unterschied betrifft das Verhältnis von Sender und Empfänger: Für die antike Brieftheorie ist der Brief kein indifferentes Werkzeug für den Austausch von Informationen, sondern *philophrenesis*, also ein Beweis für die freundschaftliche Gesinnung (Koskenniemi 1956, S. 35). Eben deshalb soll sich der Brief ein unmittelbares Plaudern (*lalein*) zum Ziel setzen, da dies die natürliche Form des kommunikativen Umgangs zwischen Freunden ist (vgl. Koskenniemi 1956, S. 35). Die Freundschaft muß, wie Aristoteles im 8. Buch seiner *Nikomachischen Ethik* feststellt, im lebendigen Umgang praktiziert werden, was die räumliche Anwesenheit der Freunde zur Voraussetzung hat. Zwar hebt die räumliche Distanz »nicht die Freundschaft schlechthin auf, sondern nur ihre Betätigung«, dauert die Trennung allerdings zu lange, »so kann sie wohl auch die Freundschaft selbst vergessen machen. Darum sagt man: »Viele Freundschaften hat der Mangel an Gespräch aufgelöst« (Aristoteles 1975, S. 238; 1157 b10).

Das schriftliche Gespräch verhindert diese Gefahr, weil der Brief zu einem anwesenden Stellvertreter für den abwesenden Freund wird. Insbesondere in der lateinischen Brieftheorie ist die Briefsituation dadurch ausgezeichnet, daß man sich »wechselseitig die Anwesenheit des Partners vorstellt« (Koskenniemi 1956, S. 38). Zur »dialogischen Vergegenwärtigung« der Briefsituation trägt maßgeblich bei, daß der Empfänger so angedredet wird, als ob er anwesend wäre. Dadurch kann der Empfänger den Schreiber wie einen Anwesenden vor sich sehen. Diese brieflich vermittelte Anwesenheit ist natürlich nur eine imaginierte, doch hat sie eine entscheidende Konsequenz: Insofern man nämlich die Auffassung vertritt, daß die Worte des Briefschreibers nicht aus der Ferne kommen, sondern dem Empfänger »gleichsam persönlich begegnen« (Koskenniemi 1956, S. 46), wird die Aufmerksamkeit anstatt auf den Zeitpunkt des Schreibens, auf den Augenblick des Briefempfangs gerichtet. Der Brief verwirklicht sich sozusagen erst im Moment des Empfangs. Der Brief ist nicht nur ein Informationsträger, sondern er stiftet »Kontakt mit dem Empfänger, den der Schreiber schon beim Absenden des Briefes vorwegnehmen kann« (ebd.).

Vor diesem Hintergrund erscheint die These Weigels, daß mit

der Theorie des Virtuellen das postalische »Denken der Abwesenheit« (Weigel 1999, S. 85) verschwinde, als fraglich, da bereits die antike Brieftheorie maßgeblich vom »Denken der Anwesenheit« geprägt ist. Zwar fehlen dem antiken Brief noch die technischen Übertragungsmöglichkeiten der postpostalischen Epoche, so daß die Verbindung zwischen Sender und Empfänger durch eine »imaginierte Anwesenheit« hergestellt werden muß. Entscheidend ist dabei jedoch, daß nicht allein die Dichotomie »Anwesenheit vs. Abwesenheit« die Demarkationslinie zwischen dem *postalischen* und dem *postpostalischen* Schriftverkehr markiert, sondern daß sich der Unterschied am Konzept der Freundschaft festmacht. Von dieser Warte aus, läßt sich nun der Unterschied zwischen Brief- und Chat-Kommunikation wie folgt bestimmen: Während die antike Brieftheorie auf dem Freundschaftskonzept fußt, das der Aufrechterhaltung des Kontakts zwischen Freunden mit Hilfe von schriftlichem Geplauder dient, findet das *postpostalische* Geplauder des Online-Chat zwischen einander unbekanntem Personen statt. Der Chat dient nicht der Aufrechterhaltung des Kontakts zwischen Freunden, sondern der Kontakthanbahnung zwischen Fremden.

Chatten als Kommunikation zwischen Unbekannten

Im Unterschied zur mündlichen »face to face« Kommunikation aber auch zum Telefonat und erst Recht zum Freundschaftskonzept der antiken Brieftheorie, ist beim Chat das Ansprechen von Fremden die kommunikative Standardsituation, denn die Chatter sind sich zunächst weder von der Person noch vom Namen her bekannt. Natürlich war in den von Adorno beschworenen Zeiten, als man noch den Hut zog, auch die Kontakthanbahnung von einander völlig Fremden leichter. So lesen wir am Anfang von Flauberts *Bouvard et Pécuchet* die folgende Episode:

»Als sie die Mitte des Boulevards erreicht hatten, setzten sie sich gleichzeitig auf dieselbe Bank. Um sich die Stirn abzuwischen, nahmen sie ihre Kopfbedeckung ab, die jeder neben sich legte, und der kleine Mann sah, daß in dem Hut seines Nachbarn »Bouvard« geschrieben stand, während dieser mühelos in der Mütze des Mannes im Gehrock das Wort »Pécuchet« entzifferte.

›Sieh an‹, sagte er ›beide haben wir den Gedanken gehabt, unseren Namen in unsere Kopfbedeckung zu schreiben.‹

›Weiß Gott, ja; man könnte mir meine sonst im Büro vertauschen.‹

(Flaubert 1979, S. 39).

Auch im Online-Chat geht es darum, den Kontakt zu einem bzw. mehreren telepräsenten, aber unbekanntem und insofern anonymen Schreibinstanzen, herzustellen. An die Stelle des Hutes ist das Modem getreten und an die Stelle des in den Hut »eingeschriebenen« Namens die IP-Adresse der User. Diese ermöglicht über den Umweg des genutzten Computers die Identifizierung des Nutzers, selbst dann noch, wenn dieser sich mit einem Pseudonym bzw. einem *Nickname* maskiert. Das Pseudonym dient nicht nur dazu, die Identität des Chatters zu verschleiern, sondern auch dazu, ihn für die Zeit seiner Telepräsenz »unverwechselbar« zu machen – es übernimmt damit die Funktion einer Signatur. Darüber hinaus ist der Nickname der aber auch »Schlüssel zur Kontaktaufnahme« (Sassen 2000, S. 99).

Anders als in herkömmlichen Kommunikationssystemen, wählt sich der Chatter seinen Nickname selbst – die einzige Einschränkung des Chat-Programms besteht darin, daß der gewählte Nick noch nicht an jemand anderen vergeben wurde. Dergestalt dient das gewählte Pseudonym sowohl der unverwechselbaren Designation als auch der Konstruktion einer Netzidentität. Die Wahl des Pseudonyms ist ein Akt der Selbstinszenierung, der Nickname übernimmt die Funktion eines »indexikalischen Strohhalms«, denn er bietet »eine der wenigen Optionen, Merkmale – wenn vielleicht auch nur vermeintliche – potentieller Gegenüber zu erkunden, solange man mit diesen noch nicht in Kontakt getreten ist« (Sassen 2000, S. 100).

So wecken die Nicknames »Bienchen« und »Thanatos« andere Assoziationen als die Nicknames »Laberkopp« und »Cybergirl«. Ihre indexikalische Funktion besteht darin, Hinweise auf bestimmte Interessensbereiche und kommunikative Einstellungen zu geben, ganz abgesehen von den geschlechtsspezifischen Implikationen bzw. Nichtimplikationen des jeweiligen Pseudonyms. Jemand, der den Namen »Cybergirl« wählt, möchte – unabhängig davon, ob er tatsächlich ein girl ist – als solches wahrgenommen werden. Auf diese Implikation legt jemand, der den Namen »Gfi«

wählt, offensichtlich keinen Wert. Aus der Wahl des Nicknames als Mittel der Selbstinszenierung lassen sich so Rückschlüsse auf die kommunikative Grundeinstellung des Chatters bzw. der Chatterin ziehen.

Die Frage der Pseudonymität bzw. der Anonymität von Kommunikation unter Netzwerkbedingungen hat gravierende sprachphilosophische Implikationen. So behauptet Sibylle Krämer, die Nutzer »computermediatisierter Netzwerke« agierten »nicht als Personen, sondern als Symbolketten im Sinne freigeählter Namen« (Krämer 1997, S. 97). Zugespielt wird diese Position durch Elena Espositos These, Chatten sei eine Form anonymer Kommunikation, die sich nicht personalisieren lasse (Esposito 1995, S. 252). Gegen beide Positionen läßt sich einwenden, daß Chat-Kommunikation prinzipiell die Möglichkeit offenläßt, die gespielte Identität durch die reale zu ersetzen, also »die Kommunikation in einem authentischen Sinn zu personalisieren« (Sandbothe 1997, S. 150). Hierfür ist gerade die »variable Anonymität« der Chat-Kommunikation ein Paradebeispiel, da das Verhalten der Chatter oftmals darauf abzielt, ihre Anonymität aufzuheben (vgl. Gallery 2000, S. 83).

Damit ist freilich noch nichts über das sprach- und medienphilosophische Problem gesagt, welches Pseudonymität und Anonymität aufwerfen. Ein Pseudonym ist, wie Lejeune betont, ein Name, dessen sich eine wirkliche Person bedient, »um die Gesamtheit oder einen Teil ihrer Schriften zu veröffentlichen« (Lejeune 1989, S. 228). Das Pseudonym ist ein *zweiter Autorennamen*, der auf diese »zweite Geburt« hinweist, ansonsten aber »ebenso authentisch wie der erste« (Lejeune 1989, S. 228). Gemäß Kripkes Eigennamentheorie wird ein Name nach dem Taufakt »von Glied zu Glied verbreitet wie durch eine Kette« (Kripke 1981, S. 107). Neben seiner »starr designativen« Bezugnahme auf ein Individuum liefert der Gebrauch eines Namens die Überlieferungsgeschichte des Namens mit, welche bis zum Akt der Taufe zurückreicht. Diese Namenstheorie erfährt unter Netzbedingungen insofern eine Revision, als der Nickname des Chatters, solange er im Netz verwendet wird, nicht auf eine Person, sondern auf die IP-Adresse eines Netzzugangs verweist. An die Stelle der Überlieferungsgeschichte des Namens treten die Übertragungsbedingungen des Netzwerks. Dadurch wird der Nickname zu einem Etikett, das auf eine IP-Adresse referiert, aber nicht auf eine Per-

son. Insofern ist der Nickname zwar, wie jedes andere Pseudonym ein »zweiter Eigenname«, aber er ist als Pseudonym unter Netzwerkbedingungen der »starre Designator« einer IP-Adresse, die ihrerseits durch eine Login-Prozedur determiniert ist.

Die referentielle Beziehung des Pseudonyms ändert sich erst dann, wenn die Taufe *in real live* noch einmal nachvollzogen wird wie es bei einer Chatter-Party der Fall ist. Dort erhält jeder Chatter zur Identifizierung einen Sticker mit seinem Nickname – in dem Moment wird das Etikett zum »starren Designator« einer Person (vgl. Gallery 2000, S. 85). Diese »Wiedertaufe« im Rahmen einer Chatter-Party hebt die Anonymität der Teilnehmer jedoch nicht auf, wie Gallery behauptet (ebd.), da sie ja nur eine Zuordnung zwischen einer realen Person und ihrem Pseudonym vornimmt. Die Anonymität endet erst dann, wenn einer Person nicht nur ihr Pseudonym, sondern auch ihr Eigenname zugeordnet werden kann. Bei einem Chatter-Treffen *in real live* ändert sich jedoch noch etwas anderes, das mit Blick auf die oben gemachten Ausführungen zur antiken Brieftheorie entscheidend ist: Die Chatter können in gemeinsamer räumlicher Anwesenheit »lebendigen Umgang« praktizieren und »richtige Freunde« werden. Dies bedeutet aber, daß zwischen dem Schriftverkehr *vor* und dem Schriftverkehr *nach* einem Treffen *in real live* eine fundamentale Differenz besteht, weil das schriftliche Geplauder danach nicht dem der Anbahnung von Kontakt zwischen Fremden, sondern der Aufrechterhaltung von Kontakt zwischen Freunden dient.

Die Frage nach dem Pseudonym hat aber auch eine medientechnische Implikation, insofern nämlich, als das Pseudonym *parergonale Funktion* besitzt. Die »Anmeldung« bzw. »Registrierung« der eigenen Rücksendeadresse beim Provider und die Wahl eines Pseudonyms sind die technische Rahmenbedingung dafür, daß ein Chatter überhaupt Zugang zum Chatroom erhält. Dergestalt verbindet das Pseudonym den äußeren Rand, nämlich die Welt des *Real Live* mit dem inneren Rand, also der virtuellen Welt des gewählten Chatkanals. Mit anderen Worten: Das Pseudonym sichert die *Trans World Identity* zwischen einer realen Person und ihrer Metamorphose als *dramatis persona*. Die Kehrseite dieser *Trans World Identity* ist die Möglichkeit, den Chat-Teilnehmer zu identifizieren, hinauszuerwerfen oder sogar ganz zu sperren. Der Kommunikationsspielraum der Chatteilnehmer wird näm-

lich durch einen »performativen Rahmen« (vgl. Wirth 2002) von Vorschriften begrenzt, bedingt durch die technischen Rahmenbedingungen des Chat-Programms und durch die *Netikette* bzw. *Chatikette* des Systemoperators oder des Providers. Die *Chatikette* ist sozusagen ein »diskursethische Plugin«, das aus einem Set von Verhaltensregeln und Sanktionsandrohungen besteht, welche die illokutionäre Kraft von realen Vertragsbedingungen haben. So heißt es am Ende der bei »www.chatcity.de« abgelegten Verhaltensregeln:

»Bevor du dich komplett daneben benimmst oder aus dem Gefühl der völligen Anonymität heraus andere justitiabel beleidigst oder bedrohst: In unserem Chat wird bei jedem Login dein Nickname im Zusammenhang mit deiner IP und dem Zeitpunkt des Logins gespeichert. Über diese Angaben kann man dich im Regelfall ausfindig machen....« (www.chatcity.de/helpfram.html, zit. nach Runkehl, Schlobinski, Siever 1998, S. 76).

Die These, Nicknames seien die »Schlüssel zur Kontaktaufnahme« (Sassen 2000, S. 99) wirft nicht nur die Frage nach der Pseudonymität, sondern auch nach der *phatischen Funktion* selbst auf. Nach Jakobson besteht die phatische Funktion der Sprache darin, »sich in einem überschwenglichen Austausch ritualisierter Formeln« zu ergehen (Jakobson 1979, S. 91), und zwar mit dem Ziel, »Kommunikation herzustellen« (ebd.). Der Chat nivelliert nicht nur geographische und soziale Distanzen mit den medialen Mitteln der Telepräsenz, sondern er übersetzt die altmodischen Form der Höflichkeit, welche Adorno so schätzte, in postpostalische Rituale der Kontaktaufnahme.

- A: moin C
- B: C... Halloele
- C: moin!
- C: Hi
- D: huhu C
- E: Morgen!!!!
- C: huhuhuhu

(zit. nach Runkehl, Schlobinski, Siever 1998, 93).

Hier kommt es nicht auf den Wortlaut der Begrüßung an, sondern auf den Akt der Begrüßung als solchen (vgl. Beißwenger 2000, S. 51). Indizielle Bedeutung hat auch der performative Aufwand, also die Ausführlichkeit mit der das Ritual der Begrüßung betrieben wird, weil sich daran das Maß der sozialen Wertschätzung ablesen läßt. An die Stelle der Informationsübertragung treten performative Rituale der Kontaktabahnung und der Kommunikationsverlängerung. Die Tatsache, daß man als Hinzukommender in einem Chatroom namentlich begrüßt wird, gilt dabei bereits als Anzeichen dafür, daß man von der Community akzeptiert wird.

<Lemmi> tach babsi, wie war die sonnenallee fete, biste mit mir zusammengestossen?
<Gul_Maki> hoi babs
<Gronf> hi, Babsilain:
(zit. nach Runkehl, Schlobinski, Siever 1998, S. 75).

Die herausragende Rolle phatischer Kommunikation bei »freien«, d. h. unmoderierten Chats beschränkt sich für Runkehl et al. nicht auf die ausführlichen Begrüßungssequenzen, sondern zeigt sich daran, daß das Gespräch aus »Freude an der Kommunikation«, also um seiner selbst willen geführt wird (Runkehl, Schlobinski, Siever 1998, S. 113). »Um seiner selbst willen« heißt hier aber auch soviel wie, »um Aufmerksamkeit zu erzeugen«. Ignoriertwerden bedeutet den diskursiven Tod, deshalb ist das Chatten ein nicht still zu stellender Flirtdiskurs. Um Kontakt herzustellen oder um ihn aufrecht zu erhalten, muß man permanent seine Kommunikationsbereitschaft signalisieren und seine »ferne Anwesenheit« demonstrieren – sei es durch besonders ausgefallene Gesprächsbeiträge, sei es durch den Einsatz semiotischer Hilfsmittel, wie das Ändern des Schrifttyps oder der Schriftfarbe. Das Buhlen um Aufmerksamkeit ist auch wegen der multilateralen Kommunikationssituation des Chats nötig, je größer die Teilnehmerzahl, desto häufiger läßt sich deshalb beobachten, daß sich der Chat »in gegenstandslosem Geplapper erschöpft« (Beißwenger 2000, S. 48). Die phatische Funktion dieses »gegenstandslosen Geplappers« steht in direkter funktionaler Analogie zu jener nutzlosen »und nicht einmal zu Unrecht als Geschwätz verdächtiger

Konversation«, deren Verschwinden Adorno in der *Minima Moralia* beklagt (Adorno 1969, S. 44).

Glaut man Sigrid Weigel, so ist das »postpostalische Subjekt« durch einen nachgerade unheimlichen Drang beherrscht, sich im Rahmen der elektronischen Möglichkeiten der Telepräsenz *narzißtisch zu präsentieren* (vgl. Weigel 1999, S. 85). Tatsächlich weist der Online-Chat ein großes Maß an »narzißtischer Schaulust« (Freud 1975, S. 94) bzw. an selbstverliebten Inszenierungsstrategien auf, wobei allerdings die *autoerotische* Bezugnahme auf den eigenen Körper in eine *autoreferentielle* Bezugnahme auf die eigene Äußerung transformiert wird. Dies hat sowohl kommunikative als auch mediale Konsequenzen. Auf der kommunikativen Ebene wird die narzißtische Selbstbespiegelung beim Chatten in das Format der Selbstbeschreibung und des Selbstkommentars konvertiert. Auf der medialen Ebene äußert sich die narzißtische Autoreferentialität darin, daß der »Moment der Verbindung« nicht nur in phatischer, sondern auch in übertragungstechnischer Hinsicht in den Mittelpunkt des Interesses rückt.

Der Online-Chat stellt in dieser Hinsicht eine Radikalisierung jenes »written to the moment« dar, welches die Ästhetik des Briefromans auszeichnete, wobei sich eine Verschiebung von der Performativität der schriftlichen Verkörperungsbedingungen zur Performativität der schriftlichen Übertragungsbedingungen feststellen läßt.

Chatten als »Written to the Moment«

Im »Preface« zu Richardsons berühmtem Briefroman *Clarissa* (1748) heißt es, die präsentierten Briefe seien von beiden Seiten »written while the hearts of the writers must be supposed to be wholly engaged in their subjects«, es handele sich daher um »instantaneous descriptions and reflections« (Richardson 1985, S. 35), welche dem »jugendlichen Leser« mit dem Ziel zur Kenntnis gebracht würden, ein Bild der menschlichen Natur zu malen. Die Poetik des »written to the moment« verleiht dem Brief symptomatischen Charakter, denn er wird, mit Peirce zu sprechen, zum *genuiner Index* für jene Umstände, in denen sich der Verfasser im Moment des Schreibens befindet (vgl. Peirce 1983, S. 157). Der Brief ist ein »Abbild« bzw. »Abdruck« der Empfindungen

des Schreibenden (Gellert 1989, S. 138), an ihm zeigen sich die Spuren der performativen Verkörperungsbedingungen. So etwa in Werthers Brief vom 21. Junius, der den emotionalen Überschwang seines Verfassers durch die »Os« und »achs!« zum Ausdruck bringt. Sie sind Pinselstriche des schriftlichen Seelenporträts.

»O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen – Und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale« (Goethe 1994, S. 57).

Während die Poetik des Briefromans in Analogie zu den theatralen Nachahmungstechniken auf eine Inszenierung von Symptomen abzielt, läßt sich bei der Chat-Kommunikation eine Tendenz zur Selbstbeschreibung feststellen. Damit radikalisiert sich im Schriftverkehr des Chat, was Luhmann als Konsequenz der Fremdheit zwischen Autor und Leser über die schriftliche literarische Kommunikation im allgemeinen sagt: Da Autor und Leser einander unbekannt sind, muß sich der Prozeß der Kommunikation selbst kontrollieren, »indem er sich durch Ersatz-Anzeichen von Interesse und Relevanz konditioniert« (Luhmann 1993, S. 365). Der autopoetische Selbstbezug ist die einzige Möglichkeit, um den schriftlichen Kommunikationsprozeß voranzutreiben, etwa in Form des Selbstkommentars. Dadurch wird *erstens* eine Unterscheidung zwischen »der eigenen Geschichte« und »neuer« bzw. »interessanter Zusatzinformation« eingeführt, *zweitens* werden Autor und Leser zu »selbstbeobachtenden Einheiten«, die unter dem Diktat stehen, »sich selbst (und damit auch andere) als Beobachter zu beobachten« (Luhmann 1993, S. 366).

Briefroman und Chat unterscheiden sich semiotisch betrachtet durch unterschiedliche Strategien im Einsatz der »Ersatz-Anzeichen«. Was im Briefroman durch inszenierte Symptome implizit zum Ausdruck gebracht wurde, wird im Rahmen der Chat-Kom-

munikation durch konventionale Signale oder Selbstbeschreibungen explizit gemacht. Was sich beim Brief – auch beim inszenierten – indexikalisch *am Text zeigte*, wird beim Chat *im Text gesagt*. Das »ach!« des empfindsamen Briefs, welches sich mit einer »gewissen Zierlichkeit« als Spur schriftlicher Mündlichkeit ausgab, wird zum etwas weniger zierlichen, ostentativen »empfindsamsei«. Die »interessanten Zusatzinformationen« müssen nicht mehr aus den inszenierten Symptomen »herausgelesen« werden, sondern werden zu expliziten propositionalen Symptombeschreibungen der Form »SPOOKY freut sich« bzw. zu Denkblasen (*freu*), Acronymen (*g* als Abkürzung für »grins«) oder Emotikons :-). Die Selbstbeschreibungen und Ersatz-Anzeichen des Chat sind dabei nicht nur »Kompensationsmaßnahmen für fehlende non-verbale Information« (Lenke und Schmitz 1995, S. 128), sondern sie haben Kommentarfunktion.

Während im Rahmen des Briefromans jede schriftliche Mitteilung gleichsam »physiognomischen Status« hatte, weil sie ein »Abdruck« bzw. ein »Abbild« des emotionalen Zustands des Absenders war, welcher vom Leser abduktiv erschlossen werden mußte, wird bei der schriftlichen Mitteilung des Chats die Gemütsverfassung des Schreibenden in Form eines kommentierenden Emotikons angezeigt. Emotikons erscheinen an der Oberfläche als »ikonische Rekonstruktion typisierter Gesichtsausdrücke« (Beißwenger 2000, S. 97), welche die emotionale und intentionale Einstellung ihres Verfassers porträtieren. So ist das Smiley:-) ein Zeichen für gute Laune, das iterierte Smiley:-))) bezeichnet sehr gute Laune und das winky Smiley;-) dient als Ironiesignal. Die semiotische Funktion der Emotikons besteht jedoch nicht in erster Linie darin, eine »Verbildlichung der Schrift« (Sandbothe 1997, S. 152) vorzunehmen, sondern wie ein Zeigefinger, das heißt, als *degenerierter Index* auf die emotionale und intentionale Einstellung ihres Verfassers hinzuweisen (CP 5.75). Die Performativität des Schreibens im Chat ist dadurch ausgezeichnet, daß alle Ersatz-Anzeichen – ebenso wie die gewählten Pseudonyme – den Charakter *degenerierter Indices* haben. Sie fungieren als autoreflexive Gesten, bzw. als Selbstkommentar des Schreibenden. Die kommunikative Konsequenz, welche das Diktat zur Beobachtung zweiter Ordnung im Rahmen des Schriftverkehrs hat, ist eine Inflation expliziter Selbstkommentare.

Das gilt letztlich auch von den »Handlungszuschreibungen«,

sei es in Form des unvermeidlichen *knuddel*, sei es in Form von selbstbezüglichen Aussagesätzen wie »Tartagura kriecht durch den Raum und begrüßt mal alle Anwesenden« oder »Jim wundert sich grad mal, dass hier zwei Frauen im Raum rumsitzen«, bei denen der Absender in der dritten Person auf sich Bezug nimmt. Diese »Zuschreibungs-Turns« haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bühnenanweisungen von Theaterstücken (vgl. Lenke und Schmitz 1995, S. 128, Beißwenger 2000, S. 87-93). Sie besitzen insofern »theatralen Charakter«, als sie mit Hilfe direkter bzw. deklarativer Sprechakte imaginäre Zustände herstellen und damit spontane Rollenspiele initiieren können (vgl. Turkle 1997, S. 328). Zugleich sind diese Selbstinszenierungen Formen der Selbstbeschreibung, durch die der Chatter eine fiktive Außen-sicht auf seine selbstgewählte Rolle im Chat etabliert. Der Chatter ist sozusagen gleichzeitig Regisseur und Akteur, bzw. Autor und *dramatis persona*. In dieser Hinsicht ähnelt die Schreibhaltung beim Chatten der des Briefromans, bei dem der Autor in der Maske des Herausgebers die Briefe seiner Figuren aus einer »fiktiv allographen« Perspektive heraus kommentiert. Diese fiktive Allographisierung eröffnet den Raum des Selbstkommentars, indem es durch eine Verdopplung der Aussageinstanzen – Stichwort Ego-Pluralität – ein »Sich-selber-fremd-werden« der Aussagesubjekte impliziert. Zugleich ist diese konstruierte Distanz zu sich selbst, diese, wenn man so will, »künstliche Selbstentfremdung« die Voraussetzung für jede Form der Selbstbespiegelung – auch für die narzisstische. Dabei muß man allerdings festhalten, daß das Phänomen des fiktiv allographen Selbstkommentars keine Spezialität postpostalischer Subjektivität ist, sondern seine Wurzeln in der diskursiven Rahmung des Briefromans hat, der definitionsgemäß eminent postalisch ist. Ganz anders verhält es sich mit der medialen Manifestation narzisstischer Autoreferentialität, welche den »Moment der Verbindung« in den Mittelpunkt rückt.

Dank schneller Übertragungskanäle erlaubt der Chat eine Fernschriftlichkeit, bei der sich das »written to the moment« nicht mehr auf die symptomatischen Verkörperungsmöglichkeiten der Gemütszustände, die der Absender beim Schreiben hatte, bezieht. Das »written to the moment« des Chats betrifft vielmehr die wechselseitige Schreibbereitschaft, welche ihre direkte Analogie im »spoken to the moment« der Telefonie hat. Das »performa-

tive Schreiben« des Chats ist dabei nicht mehr nur durch die medialen Verkörperungsbedingungen der Schrift bestimmt, sondern in dominanter Weise durch die Übertragungsgeschwindigkeit der Schrift. Die einzigen *genuinen Indices*, welche im Rahmen des schwatzhaften Schreibverkehrs überhaupt noch vorkommen, sind die Schreibfehler der Chatter, welche Symptome für die hohe Schreibgeschwindigkeit sind. Dabei lassen sich nicht nur »viele Besonderheiten der Chat-Kommunikation als natürliche Konsequenz des beschleunigten Schreibens« erklären, wie Storrer feststellt (Storrer 2001, S. 440), sondern die Performativität des Chat leitet sich ganz grundsätzlich von der Beschleunigung der fernschriftlichen Übertragung im Rahmen der *Computer mediated Communication* her. Das »written to the moment« des Chat wird durch die rasche Abfolge von Übertragungsereignissen, genauer: durch den »moment of transmission«, bestimmt.

Dieses diskursive Trommelfeuer bewirkt eine Modifikation des kommunikativen Erwartungshorizontes. Im ersten Moment erscheint eine Schrift-Zeile auf dem Bildschirm, im nächsten Moment wird sie gelesen, im übernächsten Moment beantwortet und dann, durch das editoriale Dispositiv des Chatprogramms, sequenzialisiert rückübertragen. Der Online-Chat ist nicht mehr nur durch den Moment des tatsächlichen Eintreffens der Mitteilungen bestimmt, sondern eher durch ein antizipierendes Entgegenfiebers, welches gleichsam die mediale Transformation der These von der »Erkrankung des Kontakts« ist. Die Metapher des Entgegenfiebers hat zugleich eine dromologische Implikation, denn sie erinnert an jenes *Kanonenfieber*, das Goethe im Zusammenhang mit der Kanonade von Valmy beschrieb. Bei dem mehrstündigen Schußwechsel wurde Goethe durch das »Brummen«, »Butteln« und »Pfeifen« der herannahenden Kugeln in einen fiebrigen Zustand versetzt (vgl. Goethe, 1948, S. 233 ff.). Das Kanonenfieber endete erst, nachdem er sich »wieder in Sicherheit« befand.

Die mediale Analogie zum Kanonenfieber von einst ist das *Modemfieber*, bei dem der kontaktsuchende Chatter erwartungsvoll den Repliken auf seine kommunikative Kanonade entgegenfiebert. Die Praxis des Chattens ist durch die Gefahren fernschriftlicher Erreichbarkeit ausgezeichnet, die sich außerhalb des aktuellen, performativen Vollzuges von Chat-Kommunikation nicht nachempfinden lassen. Dies zeigt sich an Tilman Sacks Versuch,

ein »Chattheater« zu inszenieren.³ Die aus »realen« Online-Chats gewonnene Textfassung für die Aufführung ist zwar eine Mimesis der diskursiven Praxis des Chattens, insofern es das soziale Gefädel der Chat-Interaktion auf die Bühne bringt. Was das »Chat-Theater« aber nicht nachahmen kann, ist der für den Online-Chat entscheidende »moment of transmission«. Dieser Moment ist nur Online erfahrbar und kann durch keine nachgestellte *performance* eingeholt werden. Der sich in Sicherheit wiegende Betrachter im Zuschauerraum ist für das Modemfieber unempfindlich, da dieser perlokutionäre Effekt elektronischer Fernschriftlichkeit nur für jene erfahrbar ist, die in der Arena des Chatrooms als schwatzhafte Kombattanten teilnehmen.

Literatur

- Theodor W. Adorno (1969), *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Aristoteles (1975), *Die Nikomachische Ethik*, übersetzt und herausgegeben von Olog Gigon, München: dtv.
- Michael Beißwenger (2000), *Kommunikation in virtuellen Welten: Sprache, Text und Wirklichkeit*, Stuttgart: ibidem.
- Michael Beißwenger (2001), »Getippte Gespräche und ihre trägermediale Bedingtheit. Zum Einfluß technischer und prozeduraler Faktoren auf die kommunikative Grundhaltung beim Chatten«, in: *Moderne Oralität*, hg. von Ingo W. Schröder und Stéphanie Voell. Marburg (Reihe Curupira). Online-Version: http://www.unizh.ch/~elwyss/ZSCK_Portal.html
- Michael Beißwenger (2001 b) (Hg.), *Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation Perspektiven auf ein interdisziplinäres Forschungsfeld*, Stuttgart.
- Jacques Derrida (1976), »Signatur Ereignis Kontext«, in: *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein, S. 124-155. (Zuerst: 1971).
- Elena Esposito (1995), »Interaktion, Interaktivität und die Personalisierung der Massenmedien«, in: *Soziale Systeme*, 2, S. 225-259.

³ Vgl. (<http://www.foyazee.org/sack/backgr/chatthbeschr.htm>).

- Gustave Flaubert (1979), *Bowvard und Pécuchet*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sigmund Freud (1975), *Psychologie des Unbewußten*, Freud-Studienausgabe. Band III, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Christiane Funken (2001): »Zur Topographie der Anonymität«, in: *Die Adresse des Mediums*, hg. v. Stefan Andriopoulos, Gabriele Schabacher, Eckhard Schumacher, Köln: DuMont, S. 64-81.
- Heike Gallery (2000), »bin ich – klick ich – Variable Anonymität im Chat«, in: *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*, hg. v. Caja Thimm. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 71-88.
- Christian Fürchtegott Gellert (1989), »Gedanken von einem guten deutschen Briefe, an den Herrn F. H. v. W.«. (1742), in: *Gesammelte Schriften*, Kritische, kommentierte Ausgabe Band IV, *Roman, Briefsteller*, hg. v. Bernd Witte, Berlin, New York: de Gruyter, S. 99-104.
- Johann Christoph Gottsched (1973), »Von poetischen Sendschreiben oder Briefen«, in: *Ausgewählte Werke*, Sechster Band, zweiter Teil. Berlin, New York: de Gruyter, S. 139-165.
- Johann Wolfgang von Goethe (1994), *Die Leiden des jungen Werthers*, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Johann Wolfgang von Goethe (1948), »Campagne in Frankreich« (1792), in: *Goethes Werke*, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Erich Trunz, Hamburg.
- Hess. Lütich, Ernest W. B. (1999), »(N)Etiquette und Subversion. Autoritätsverfall und Dialogverlust in der Briefkultur?«, in: *Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien. Vorträge des Bonner Germanistentages 1997*, Bd. 1, hg. v. Jürgen Fohrmann, Ingrid Kasten und Eva Neuland, S. 153-184.
- Roman Jakobson (1979), »Linguistik und Poetik«, in: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 83-121.
- Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1994), »Schriftlichkeit und Sprache. In: Schrift und Schriftlichkeit«, in: *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, hg. v. Hartmut Günther und Otte Ludwig. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter.
- Heikki Koskeniemi (1956), *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes bis 400 n. Christus*, Helsinki.
- Sibylle Krämer (1997), »Vom Mythos ›Künstlicher Intelligenz‹ zum Mythos ›Künstlicher Kommunikation‹ oder: Ist eine nicht-anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interaktionen möglich?«, in: *Mythos Internet*, hg. v. Stefan Münker und Alexander Roesler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 83-107.
- Saul A. Kripke (1981), *Name und Notwendigkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Philippe Lejeune (1989), »Der Autobiographische Pakt«, in: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hg. v. Günter Niggel, Darmstadt, S. 214-257.
- Nils Lenke und Peter Schmitz (1995): »Geschwätz im »globalen Dorf« – Kommunikation im Internet«, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 50, S. 117-141.
- Niklas Luhmann (1993), »Die Form der Schrift«, in: *Schrift*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, München: Fink, S. 349-366.
- Charles Sanders Peirce, (1983), *Phänomen und Logik der Zeichen*, hg. und übers. von Helmut Pape. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Charles Sanders Peirce, *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Band I-VI, hg. v. Charles Harsthorne and Paul Weiss. Harvard University Press, Cambridge, Mass. 1931-1935. (Abgekürzt CP, zitiert wird in Dezimalnotation).
- Samuel Richardson, (1985) *Clarissa or, the History of a Young Lady*, London, New York: Penguin Books.
- Elizabeth M. Reid (1991), *Electropolis: Communication and Community on Internet Relay Chat Honours Thesis*, University of Melbourne. Online-Version: <http://www.uni-koeln.de/themen/Internet/cmc/text/reid.91.txt>
- Jens Runkehl, Peter Schlobinski, Torsten Siever (1998), *Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mike Sandbothe (1997) »Digitale Verflechtungen. Eine medienphilosophische Analyse von Bild, Sprache und Schrift im Internet«, in: *Computernetze – ein Medium öffentlicher Kommunikation?*, hg. v. Klaus Beck und Gerhard Vowe, Berlin: Spiess, S. 145-157.
- Mike Sandbothe, (2000) »Grundpositionen zeitgenössischer Medienphilosophie und die Pragmatisierung unseres Mediengebrauchs im Internet«, in: *Interfaces – Interaktion – Performance. Zum Umgang mit digitaler Technik im Theater*, hrsg. von Martina Leeker, Berlin: Alexander-Verlag.
- Claudia Sassen (2000), »Phatische Variabilität bei der Initiierung von Internet-Relay-Chat-Dialogen«, in: *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*, hg. v. Caja Thimm, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 89-108.
- Angelika Storrer (2001), »Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation«, in: *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*, hg. v. Andrea Lehr, Matthias Kammerer, Matthias Klaus-Peter Konerding, Angelika Storrer, Caja Thimm, Werner Wolski, Berlin u. a.: de Gruyter, S. 439-465.
- Caja Thimm (2000) (Hg.), *Soziales im Netz. Sprache, soziale Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*, Opladen, Wiesbaden 2000.
- Sherry Turkle (1997), »Playing in the MUDs. Konstruktion und Rekonstruktion des Ich in der virtuellen Realität«, in: *Hybridkultur: Medien, Netze, Künste*, hg. v. Irmela Schneider und Christian W. Thomson, Köln: Wienand, S. 324-337.
- Wilhelm Vosskamp (1971), »Dialogische Vergegenwärtigung beim Lesen und Schreiben. Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift*: 45, S. 80-116.
- Sigrid Weigel (1999), »Spuren der Abwesenheit. Zum Liebesdiskurs an der Schwelle zwischen »postalischer Epoche« und post-postalischen Medien«, in: *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, hg. v. Sigrid Schade und Christoph Tholen, München: Fink, S. 80-92.
- Sigurd Wichter (1991), *Zur Computerwortschatz-Ausbreitung in die Gemeinsprache. Elemente der vertikalen Sprachgeschichte einer Sache*, Frankfurt a. M. (Germanistische Arbeiten zur Sprache und Kulturgeschichte 17).
- Uwe Wirth (1997), »Literatur im Internet. Oder: Wen kümmert's wer liest?« in: *Mythos Internet*, hg. v. Stefan Münker und Alexander Roesler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 319-337.
- Uwe Wirth (1999), »Wen kümmert's wer spinnt? Gedanken zum Lesen und Schreiben im Hypertext«, in: *Hyperfiction*, hg. v. Michael Böhler und Beat Suter, Frankfurt a. M.: Stroemfeld, S. 29-42.
- Uwe Wirth (2000), »Piep. Die Frage nach dem Anrufbeantworter«, in: *Telefonbuch*, hg. v. Stefan Münker und Alexander Roesler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 161-184.
- Uwe Wirth (2001), »Der Tod des Autors als Geburt des Editors«, in: *Digitale Literatur, Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur*, Bd. 152 hg. von Roberto Simanowski, S. 54-63.
- Uwe Wirth (2002), »Performative Rahmung«, in: *Performanz*, hg. v. dems., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.